



Planung, Durchführung, Erfahrungen

Waid- und wildgerechte Drückjagd

Wildmeister
Rudolf Schwarz

Im folgenden möchte ich meine Ansichten und Erfahrungen zum Thema „Drückjagd“ schildern und versuchen zu begründen, warum ich für die Drückjagd als eine Form der Bejagung – insbesondere der rotten- und rudelbildenden Schalenwildarten – einstehe.

Das Bejagen und Erlegen von Wild ist von wesentlichem Einfluß auf sein Verhalten. Dies wird deutlich beim Beobachten von Wildtieren in unbejagten Populationen, sei es in den Parks unserer Städte – man denke in diesem Zusammenhang nur an Wildenten und Kaninchen – oder in Wildreservaten, in denen keine Jagd stattfindet. Auch im heimischen Jagdrevier gibt es jedoch genügend Beispiele. Wer kennt nicht die „futterzahmen“ Sau-

en an den Körnungen, nach denen man die Uhr stellen kann, oder die Rotwildrudel an der Winterfütterung, die meinen Hochgebirgskollegen von der Schaufel fressen.

Unter dem Schlagwort „zum Nachtwild geworden“ sammeln wir Jäger unsere Forderungen nach Ruhezeiten, Wegeboten und Einschränkungen der Freizeitabenteuer, von Mountainbike bis Paragleiten, die in der sogenannten „freien“ Natur üblicherweise ablaufen. Im Sinne des Wildes bestehen solche Forderungen zu Recht, aber nur bei steter Überprüfung des eigenen Handelns.

Zivilisationsdruck und Jagdmethode wirken addierend zusammen. Der Mensch wird als Feind erkannt, weil er auch Jäger sein kann. Die Fluchtdistanz wird durch die Reichweite der Waffen des Feindes bestimmt. Der Hase weiß, wie weit der Fuchs springen kann

und läßt ihn unserer Ansicht nach bedrohlich nahe herankommen. Wer seine „Superranz V₀“ ständig bis zur Obergrenze ausnutzt, braucht sich über große Fluchtdistanzen folglich nicht zu wundern. Unter dem Druck des Abschusses – oder der Bequemlichkeit – soll es sogar Autos geben, die schießen können!

Die Art der Bejagung des Schalenwildes, insbesondere der rudelbildenden Arten, ist zugleich für sein Wohlbefinden von großer Bedeutung und kann mit seinem Energieaufwand für die Feindvermeidung – häufiges Sichern, ständige Fluchtbereitschaft und unnötiges Flüchten – erkannt und belegt werden. Sie hat zudem eine ganz entscheidende Bedeutung für die Verfügbarkeit und Nutzung des vorhandenen Lebensraumes, die Verteilung des Wildes in Raum und Zeit und seine Rudel- bzw. Rottenbildung.



Wildmeister Rudolf Schwarz betreut das niedersächsische Hochwildrevier Kirchwalsede (2500 Hektar) seit 21 Jahren. Sein Beitrag beruht auf dem Manuskript eines Vortrages, den der bundesweit anerkannte Berufsjäger und Jagdpraktiker anlässlich des WUH-Symposiums „Wildbiologie und Jagdwissenschaft für die Jagdpraxis“ vom 4. bis 5. Juni im Kloster Chorin (Brandenburg) hielt

Foto: A. Krahn

Das Bundesjagdgesetz verpflichtet den Jäger, für einen gesunden Wildbestand zu sorgen und die Lebensgrundlagen des Wildes zu sichern. Diese Verpflichtung schließt die Bejagung mit ein. Das Erreichen dieser rechtlichen Vorgaben mit wildtiergerechten Mitteln steigert die Akzeptanz der Jagd in der nichtjagenden Öffentlichkeit in erheblichem Maße.

Welche Hoffnungen verbinden die Jäger eigentlich mit ihrer Forderung nach Ruhezeiten? Wir meinen doch hoffentlich alle das gleiche: Zonen, in denen das Wild Ruhe hat, nicht solche, in denen man in Ruhe jagen kann. Doch wo sollen Ruhezeiten beispielsweise in einem 75 Hektar großen Hochwildrevier oder in einem halb so großen Pürschbezirk untergebracht werden? Die ebenso zur Hege verpflichteten Grundeigentümer, ob private oder staatliche, werden ihrem Auftrag m. E. nicht gerecht, wenn sie beim Schielen nach dem größten Profit die Reviere stückchenweise verpachten, genau wie jene, die sich als Möchtegern-Pächter um solche Vorgärten streiten. Wir brau-

Auf Drückjagden ist sicheres, schnelles Ansprechen, Entschlußfreudigkeit und Treffsicherheit gefragt. Nicht jeder liebe Jagdfreund ist deshalb der ideale Drückjagdgast

Foto: Hg Arndt

chen ausreichend große Reviere, in denen der örtlich verantwortliche Jäger selbst dem Wild die nötigen Ruhezeiten einrichten und erhalten kann. Wir brauchen Reviere, in denen man Wild sehen kann, weil es sich wohl fühlt. Reviere, in denen die Jagd, wenn auch eventuell kostspielig, Freude macht. Nur das Interesse am Wild, verbunden mit der Freude an der Jagd und die Bereitschaft, dafür angemessene Mittel aufzuwenden, hat bis heute das Wild erhalten und wird es auch in Zukunft können. Die Jagd hat sich, um glaubwürdig vertreten werden zu können, in erster Linie an den Ansprüchen des Wildes zu orientieren.

Eine massive, aber kurze Störung

Ich kenne Zahlen und Bilder aus einem süddeutschen Forstamt mit, weil stadtnah, enormen Besucherdruck und einer Rotwild-Dichte von etwa fünf Stück pro 100 Hektar. Trotz des relativ hohen Wildbestandes waren in der Vergangenheit durchschnittlich 60 Ansitze pro einem erlegten Stück Rotwild nötig. Seit einigen Jahren unterläßt man den Einzelabschuß, führt Drückjagden einmal im Jahr auf gleicher Fläche durch, erledigt dabei den Kahlwildabschuß und sieht wieder Rotwild am Tage!

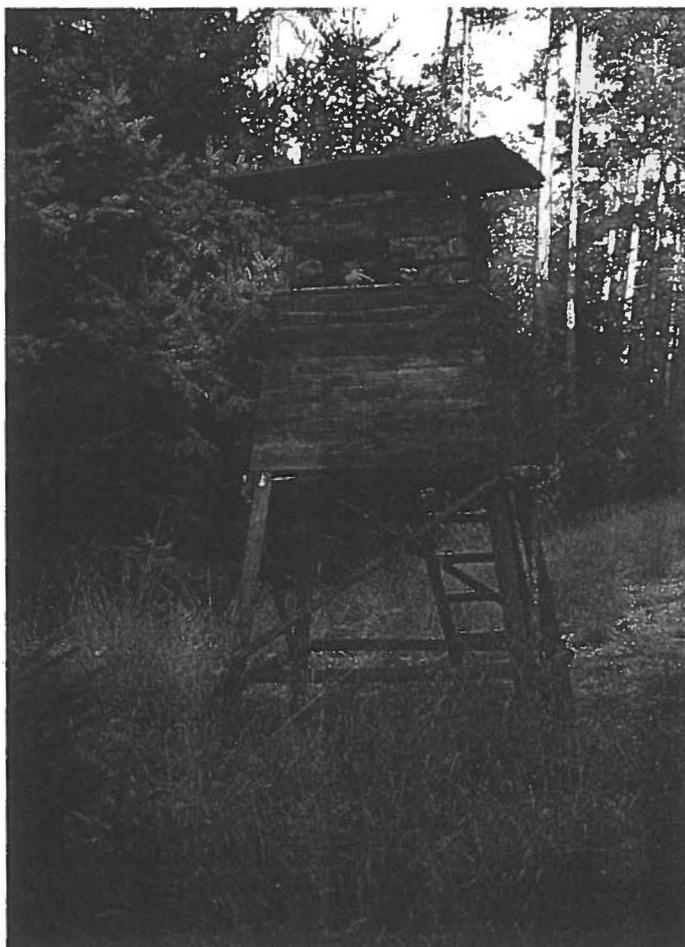
Ich bin aus Erleben ein Freund guter Drückjagden. Weil, und das scheint mir das wichtigste (Pro-)Argument, der fallweise hohe Abschub mit einer zweifellos massiven, aber extrem kurzen Störung erledigt werden kann. Und selbstverständlich auch, weil Jagdherr und Gäste an einer guten Jagd, die vom Ergebnis und der Methode her vorzeigbar ist, Freude haben.

In letzter Zeit ist häufiger von „neuen Bejagungstechniken“ zu hören oder zu lesen. Ich kann mich mit dem Begriff nicht anfreunden, allein schon deshalb, weil es doch wohl nicht neu sein kann, Wild zu treiben und „vorne“ abzufangen. Wenn man jahrelang in einem großen Schalenwildrevier



Ein wesentlicher Garant erfolgreicher Drückjagden ist eine ortskundige und disziplinierte Treiberwehr. Beim Schlüssel-treiben dürfen auch die obligatorischen Warnwesten fehlen

Foto: Seeben Arjes



Die Mehrzahl der zum Ansitz erstellten Kanzeln sind zum Schießen auf flüchtiges Wild zu eng oder aufgrund ihres Standortes für eine Nutzung auf Drückjagden ungeeignet

Foto: G. Ludwigs

selbst den Kahlwildabschuß durchzuführen hat, merkt man sehr schnell, daß mit fortschreitender Jagdzeit Wild und Jäger immer nervöser werden. Dieses Dilemma wird meßbar geschmälert, wenn der Löwenanteil des Wildes im Rahmen einer Drückjagd (auf gleicher Fläche nur eine jährlich!) zur Strecke kommt.

Hiermit soll der Einzeljagd nicht generell ade gesagt werden, solange sie nicht grundsätzlich zur Dämmerungsjagd wird. Als Auszubildender habe ich noch gelernt, den Hochsitz vor Einbruch der Dämmerung zu verlassen, um austretendes Wild nicht mehr zu stören. Solche Grundsätze kennt heute keiner mehr. Heute wird über die beste Dämmerungsleistung der Zieloptik spekuliert und über Sinn und Unsinn des Verbotes von Nachtsichtgeräten diskutiert. Das wildfreundliche Nachtjagdverbot ist vielerorts zwecks Erfüllung des Abschubplanes aufgehoben. Verantwortungsvolle Einzeljagd heißt nicht schießen, wenn man kann, sondern wenn es, ohne große Rudelpanik auszulösen, möglich ist. Hierzu ein passender Spruch aus der Lehrzeit: „Nach

dem Schuß bleib stille stehn, das Wild zieht fort, darf dich nicht sehn!“

Wir haben in Europa die kürzesten Schonzeiten. Damwild hat vier, Rotwild teilweise nur drei Monate im Jahr. Wir müssen endlich realisieren, daß wir beim Jagen stören, auch wenn wir nichts erlegen. Versetzen sie sich in die Rolle eines Stückes Rotwild. Sie leben in einem Revier, in dem in neun von zwölf Monaten des Jahres auf Sie oder Ihre Familienmitglieder geschossen wird. Kaum stecken Sie den Kopf aus der Haustür, knallt's. Wo wollen Sie da noch hin? In der Dichtung bleiben bis zur rabenschwarzen Nacht und hungern oder notgedrungen Baumrinde äsen. Oder hätten Sie Ihren Einstand lieber in einem Revier, in dem Sie nur an einem Tag von 365 durchs „Drückjagdfeuer“ müssen?

Gute, erfolgreiche Drückjagden machen Sinn und Freude, mißratene liefern Argumente für ihre grundsätzliche Ablehnung. Daher möchte ich die ablehnenden Gründe kurz beleuchten und versuchen, Lösungen anzubieten.

1. Sicherheit

Hier handelt es sich unzweifelhaft in erster Linie um eine Frage der Disziplin. Diese wird gefördert durch vernünftige, ruhige Einweisung und Betreuung der Schützen. Dazu gehört auch, daß sie nicht überfordert

werden. Seitenlange Regularien aufzuschreiben und den Schützen in die Hand zu drücken, ist schlichtweg ungeeignet. Die beteiligten Jäger sitzen auf ihrem Stand und studieren, anstatt hellwach zu jagen.

Für jeden Schützen wird ein einfacher Sitz mit Verblendung eingerichtet, der auch eine bescheidene Auflage bietet, falls das Wild vertraut oder verhoffend vorüberzieht. Der feste Sitz stellt unmißverständlich den Standplatz des Schützen sicher. Er hat keine Chance, sich einen zehn Schritt nach rechts oder links liegenden vermeintlich günstigeren Platz zu suchen, den Sie aus Sicherheitsgründen vermeiden wollten. Bereiche und Richtungen, in die nicht geschossen werden darf, sind farblich gekennzeichnet. Hier bietet sich ein Ausrufungszeichen aus roter Baumfarbe an.

Findet die Jagd im Flachland statt, ist oftmals kein rechter Kugelfang gegeben. Hier bieten sich spezielle, etwa zwei Meter hohe Sitze an, die gewährleisten, daß gegen den Boden geschossen wird. Normale Hochsitze eignen sich in der Regel nicht zum Schießen auf flüchtiges Wild. Sie sind zu hoch und zu eng.

Wenn möglich sollten Drückjagden nicht an Wochenenden durchgeführt werden. Schon durch einzelne Spazier-

gänger können ganze Treiben in die Hose gehen. In Einzelfällen ist durch Schilder auf die Jagd hinzuweisen. Aus rechtlichen Gründen problematisch ist über die Straße wechselndes Wild. Hier hilft eine entsprechende Abstimmung mit der Polizei. Das Straßenverkehrsamt toleriert die „jagdlichen“ Hinweisschilder und bietet selbst offizielle Warnzeichen an.

2. Schlechtes Schießen

Es wird zuviel vorbei-, krank- oder wildbretzerstörend geschossen, ist von Drückjagdkritikern häufig zu hören. Es wird jedoch im Gegenteil relativ wenig vorbeigeschossen, wenn man sich diszipliniert in der Schußentfernung beschränkt. Diese sollte üblicherweise eher bei 30 als bei 50 Metern liegen. Und man darf Neulinge nicht auf „Flugwildstände“ plazieren. Nicht jeder liebe Jagdfreund ist der ideale Drückjagdgast! Mit der Zuteilung der Stände ist das Können des jeweiligen Jägers zu verknüpfen. Wirklich ärgerlich ist unnötiges Zerschießen von Keulen und Rücken. Wir alle möchten Wild für den Topf, alles andere ist sinnlos. Meist haben solche Schüsse ihre Ursache in einer nicht angemessenen Schußentfernung und Fangschüssen. Der fachkundige Gebrauch der Jagdwaffe und die Waffe selbst ist oft mangelhaft. Die Möglichkeiten jagdlichen Übungsschießens sind für den Bereich Flinte vielleicht noch ausreichend, für die Büchse jedoch äußerst bescheiden. Alles ist für die Anstanzjagd geschaffen. Das gilt für die Trainingsmög-

lichkeiten auf den Ständen wie für die Büchsen selbst. Stecher und übliche Anstanzzielfernrohre sind m. E. für Drückjagden unbrauchbarer „Schnickschnack“.

3. Man kann nicht ansprechen

Man *kann* ausreichend ansprechen. Selbst die Ergebnisse der Einzeljagd werden den hohen Anforderungen längst nicht immer gerecht. Übrigens ist dies auch eine Frage der Disziplin; wer nicht ansprechen kann, braucht nicht zu schießen.

4. Mein Revier ist zu klein

Das stimmt leider zu oft. Sicher lohnt sich für ein kleines Revier allein der Aufwand nicht. Man kann aber versuchen, zum Zwecke der Jagd mehrere Reviere zusammenzufassen.

Mein Eintreten für die Drückjagd hat einige Umwege hinter sich. Sie gingen über gemeinschaftliche Anstanzjagden mit und ohne Anrühren und über Intervalljagden.

Die Ergebnisse waren nicht zufriedenstellend. Anstanzjagden ohne Anrühren brachten meist nur Dämmerungsergebnisse und erfüllten nie die erhoffte Zahl. Für Anstanzjagden mit Anrühren stehen die normalerweise im Revier vorhandenen Anstanzeinrichtungen an ungeeigneten Plätzen. Dies sind in der Regel Freiflächen, die unter leichtem Druck nicht gern überwechselt werden. Die kürzesten Verbindungen von einer Deckung zur nächsten bilden die Hauptwechsel. Vor oder hinter diesen Nahtstellen stehen heute meine besten Drückjagdstände.

In meinem Revier werden, je nach erzielter Strecke, pro Tag drei, höchstens vier Treiben durchgeführt. Die Schützen werden mit einfach auszufüllenden Standkarten versorgt, deren Angaben der Wildbestandsermittlung und der Verbesserung der Jagdstände dienen.

Die Treiben sind möglichst über 100 Hektar groß. Die großen Treiben sind die einfachsten und erfolgreichsten. Länger als eine Stunde sollten sie nicht dauern, da sich zeigt, daß die Aufmerksamkeit und Leistungsfähigkeit der Schützen bei zu lange dauernden Treiben, besonders bei ungünstigem Wetter, abnimmt. Dies gilt auch für zu lange Artikel in WuH... □

Kurz verhofft das aus dem Bestand gedrückte Rotwild – ausreichend Zeit, einen sicheren Schuß anzubringen

Foto: Seeben Arjes

